

durch dieß Unkraut die Feuereßenz in euch hinein, und blaset den Rauch zu einem Zeichen eurer Unseligkeit wieder zum Munde hinaus, so werdet ihr auch dafür leiden müssen, und der Rauch und Dampf eurer Qual und Pein wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Warum habt ihr euch von dem Satan betrügen lassen und euch an den Dreck gewöhnt. Darum geschieht euch Recht, ihr bösen Knechte und Mägde, daß ihr vom Satan werdet ausgelacht, dieweil ihr die edle Zeit mit diesem Dreckgott zugebracht. Verflucht seyd ihr, die ihr aus Begierde, reich zu werden, das Unkraut gesäet und gepflanzt, den Tabak sammt den Pfeifen dazu gemacht und damit gehandelt. Wer nun noch im Leben ist, der wende sich von diesem stinkenden Tabaksgotte. Lieberwerthe Seelen, fangt nur an, es wird euch gelingen; ich wenigstens bin an eurer Verdammniß unschuldig, ich habe es euch gesagt; wollt ihr nicht folgen, so webe euch. Es ist erschrecklich, daß sich so viele, nicht allein grobe, sündige und unverständige Menschen, sondern auch die Herren Geistlichen vom Satan durch dieß Unkraut betrügen lassen, und so zu sagen Tag und Nacht an diesem Dreck saugen oder davon schnupfen, und anstatt des Morgen- und Abendsegens, ihrem Dreckgott zu Ehren — dem Teufel meiae ich — ein Opfer anzünden.“

So sprach man noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Auch Christian Scriver sagte in seinem Seelensehaze S. 1504.: „Man sehe und höre es doch an, wie es an Sonn- und Feiertagen in den Schenken und Krügen daher geht. Da füllet und überfüllet man sich mit diesem und jenem Getränk, und damit man immer mehr saufen könne, macht man den Hals zur Feuermauer und zündet dem Teufel ein Rauchwerk von Tabak an.“

Noch höher zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eiferte der große Theolog und Kanzler der Universität Tübingen, Jäger, in seiner Bußpredigt über die Laster seiner Zeit: „Sie saufen, sie fressen, ja sie rauchen sogar Tabak.“

Auch der weltliche Arm bewaffnete sich; es wurden Strafen festgestellt und vollzogen gegen den, der eine

Pfeife Tabak rauchte. So verbot die Landespolizei in Württemberg noch 1651. das Tabaktrinken, und es wurde dem Schwäbischen Kreisschlusse d. d. 17. Febr. folgendes einverleibt: „Es soll das Tabakrauchen als eine unnütze, schädliche und viel Unheil verursachende Gewohnheit bei Jungen und Alten bei namhafter Pön abgeschafft werden.“ Vermuthlich ist es eine Folge dieses Verbots, daß im ganzen Königreiche Württemberg, so wie in der Pfalz und in Schwaben, wo man jetzt noch Tabaktrinken statt Tabakrauchen sagt, verhältnißmäßig sehr wenig Tabak geraucht wird.

Noch 1723. erließ das Fürstl. Braunschw. Consistorium ein Dekret an die Superintendenten, nach welchem sie die unter ihrer Inspektion stehenden Pastoren warnen und sie von allem, einem Prediger so höchst unanständig, Tabakrauchen in öffentl. Gelagen abmahnen sollen.

So beurtheilte man noch im vorigen Jahrhundert einen Gebrauch, an dem auch der ernsthafteste Moralist unster Zeit, bei Nichtübertreibung, durchaus nichts Unmoralisches findet; bei dem der Arzt nur Vorsicht empfiehlt; bei dem es nur dem Jünglinge zum unverbrüchlichen Besetze gemacht werden sollte, sich nicht vor vollendetem Wachsthum einem Genusse hinzugeben, der so leicht seine Grenzen überschreiten kann. Ich sage: dem Jünglinge; denn daß auch Damen rauchen, ist zwar leider wahr; allein es ist doch wenigstens in unsern Gegenden selten, und wird bei unsern jungen Damen vielleicht gar nicht gefunden; die haben aber auch wohl andere Geschäfte, als die ernstere Tabakpfeife.

Der General Bauer.

Der russische General Bauer, welcher zur Zeit Peters des Großen lebte, hatte sich vom gemeinen Soldaten bis zum General der Reiterei aufgeschwungen, ohne daß man sich vorher nach seiner Familie erkundigt hatte. Peter der Große beurtheilte, wie bekannt, die Menschen nicht nach ihrer Geburt, sondern nach ihren Verdiensten. Als General Bauer einst mit seiner Reiterei in der Gegend von Husum, im Holsteinischen, das Lager bezogen hatte, bat er eine große Gesellschaft von Offizieren und andern Standespersonen zu Tische, und schickte seinen

Adjutanten ab, um einen Müller nebst seiner Frau, welche in der Nachbarschaft wohnten, dazu zu holen. Nicht ohne Bestürzung machte sich das Ehepaar auf den Weg und erschien vor dem General. Er sprach, sobald er die Angst in dem Gesichte der armen Leute las, ihnen sogleich Muth zu, versicherte sie, daß sie nichts Uebels zu befürchten hätten, und daß er bloß die Absicht habe, ihnen eine Höflichkeit zu erzeigen.

Man trug das Mittagmahl auf. Der General setzte die beiden Eheleute oben an neben sich selbst, die Frau zur Rechten, den Mann zur Linken, bewies sich sehr aufmerksam gegen sie, und nöthigte sie freundlich, sich es wohlschmecken zu lassen und keinen Zwang sich anzuthun. Während der Mahlzeit that der General vielerlei Fragen an die beiden Leute, erkundigte sich sorgfältig nach ihrer ganzen Familie und nach allen ihren Anverwandten.

„Ich bin,“ sprach der Müller, „der älteste Sohn meines Vaters. Von ihm erkte ich die Mühle, die ich jetzt besitze. Ich habe noch eine Schwester, die an einen Kaufmann verheirathet ist, und zwei Brüder, welche auch Kaufleute sind.“ Nur zwei Brüder? unterbrach der General den Müller, indem er ihn scharf ansah. „Ja,“ antwortete der Müller, — „ich hatte zwar noch einen dritten Bruder — aber der ist gewiß längst todt. Er nahm, da er noch sehr jung war, Kriegsdienste — es war überhaupt ein lebhafter Junge, der zu Hause keine Ruhe hatte — und seit der Zeit haben wir niemals wieder etwas von ihm gehört; gewiß ist er in einer Bataille geblieben.“

Nein, erwiderte der General rasch, er ist nicht geblieben — er lebt noch, und ihr seht ihn hier vor euch lebhaftig. Mit diesen Worten umarmte er die beiden Leute, und sagte: ja, ich bin der Bruder, den ihr für todt hieltet. Er erzählte nun zur Bestätigung alles, was in der Familie vorgegangen war, ehe er sich von ihr entfernt hatte.

Dann wandte er sich an die übrige Gesellschaft, welche bis jetzt stumme Zuhörer gewesen waren, mit den Worten: Meine Herren! Sie haben bisher nicht gewußt, wer und woher ich bin. So wissen Sie denn hiermit,

daß dieß mein Geburtsort ist, und diese meine nächsten Verwandten sind. Wollen Sie mir wohl, fuhr er zur Gesellschaft fort, das Vergnügen machen und morgen in der Mühle, wo ich geboren bin, wieder eine Mahlzeit mit mir einnehmen?

Jeder zeigte sich dazu bereitwillig. Der General veranstaltete ein großes Gastmahl, beschenkte seine Verwandten reichlich, schickte den einzigen Sohn des Müllers nach Berlin in eine gute Lehranstalt, versah ihn mit allem Nöthigen, und hatte die Freude, einen braven Geschäftsmann aus ihm zu machen. Alle, welche diese Begebenheit erfuhren, schätzten den General, der durch seinen Stand seine Familie und durch seine Denkart seinen Rang ehrte, desto höher.

Mittel wider Warzen.

Man nimmt die Blätter vom Feigenbaume, wenn sie in ihrem vollkommensten Saft stehen, stößt sie in einem steinernen Mörser, drückt den Saft durch ein leinenes Tuch und verwahrt denselben in einem gut zugemachten Glase. Er hält sich bis auf das kommende Jahr.

Hat man nun einen Vorrath hiervon, so bestreicht man die Warzen vermittelst eines Pinsels mit diesem Saft des Abends und des Morgens, besonders an ihren untern Ecken und Seiten. — Der Theil, wo die Warzen sitzen, muß zuvor rein gewaschen werden. — In kurzer Zeit erscheint die Stelle, wo die Warzen sich befanden, eben so glatt, als die übrige Haut, ohne eine Narbe zu hinterlassen.

Es giebt unzählig viele Wirkungen in der Natur, von deren Gewisheit wir durch unlängbare Erfahrungen überzeugt werden, ob wir gleich die Art und Weise nicht begreifen, wie sie geschehen. Hierher gehören ohnstrittig die verborgenen Kräfte der Sympathie und die Wirkungsart aller sympathetischen Mittel, die deswegen von den Aerzten nur selten oder gar nicht vorgeschlagen oder gebilligt werden, weil man ihre Art zu wirken so wenig begreifen, als erklären kann. — Sollte man aber nicht auch verbunden seyn, sich der unbekanntem Wohlthaten der so gütigen als geheimnißvollen Natur in nöthigen

Fällen zu bedienen? — Das vorzuschlagende Mittel ist leicht, einfach und unschuldig.

Man nimmt den abgeschnittenen Kopf eines Aales, bestreicht mit dem Blute desselben die verhassten Warzen und Hühneraugen, und läßt das frische Aalblut auf denselben eintrocknen. — Man muß sich sorgfältig hüten, nichts davon abzuwischen, bis der bestrichene Fleck völlig trocken ist. —

Den Aalkopf selbst, den man zu dieser Absicht brauchte, gräbt man in der Stille (?) an einem solchen Orte ein, wo er bald verwesen und von muthwilligen Leuten nicht zum Nachtheil der Kur wieder ausgegraben werden kann. Zu mehrerer Sicherheit ist es gut, sich dieses Mittels etlichemal kurz hinter einander zu bedienen.

Unter fünfzig Versuchen damit ist kein einziger fehlgeschlagen. Leute, deren Hände überall mit hohen und ekeln Warzen besät waren; andere, die an sehr unbequemen Stellen dadurch beunruhigt wurden, und noch andere, die sich durch mancherlei Versuche schon viele vergebliche Schmerzen verursacht hatten, sind durch dieses Mittel auf die leichteste Art von ihren Beschwerden befreit worden. Von der Zeit an, da der dabei gebrauchte eingegrabene Aalkopf in Verwesung geht, verschwinden die damit bestrichenen Warzen unvermerkt und lassen nicht die mindeste Spur zurück. H — r.

Pferdeliebhaberei.

Diese Leidenschaft hatte vor 40 bis 50 Jahren so um sich gegriffen, daß gewisse Edelleute ihre Frauen den Pferden nachsetzten: ja es gab sogar Einige, die ihre Weiber für einen Postzug vertauschten, welches dem Herrn v. Byrenhof den Stoff zu seinem Lustspiele hergab, und dessen Aufführung die Zuschauer mehrere Jahre lang belustigte. Kaiser Caligula machte sein Pferd zum Consul in Rom, zog es an seine Tafel und ließ es aus goldenen Pokalen saufen. Alexander der Große ließ seinem wilden Bucephalus zu Ehren eine Stadt erbauen und ertheilte ihr den Namen dieses Pferdes. Kaiser Julius ließ seinen Pferden eine marmorne Ehrensäule errichten, so wie die Agrigentiner den ihrigen Pyramiden setzen lie-

ßen. Theophylaktus, ein Patriarch zu Konstantinopel, hielt 2000 Pferde, denen er nichts als Mandeln und Rosinen zu fressen und die köstlichsten Weine zu saufen gab.

H o f f n u n g.

Noch lacht mir hold des Erdenlebens Fülle,
Noch fühl' ich froh des Daseyns Glück;
Doch auch des düstern Todtenhaines Stille
Betrübet nicht des heitern Auges Blick.

Noch glänzt mir göttlich schön am Wolkenstege
Der Morgensonne Purpurroth;
So glänzt von ferne her am Scheidewege
Entgegen mir des Lebens Abendroth.

Mir leuchtet noch an blauer Sternensphäre
In sanfter Pracht der Vollmondschein;
Doch, wenn dieß auch der letzte Abend wäre,
Soll furchtbar nicht mir diese Botschaft seyn.

Zwar weht um jene düstern Sarkophage
Nicht mehr der Rose süßer Duft,
Und nur des Schmerzes thränenvolle Klage
Verhallet dumpf an kalter Todesgruft.

Doch leuchtet mir in jene finstre Höhle
Der süßen Hoffnung Fackelglanz;
Es hebet diese Ahnung mir die Seele
Empor im Flug zu höh'rer Sphären Kranz.

Verheiß'n ward's! — wir sollen wieder leben,
Uns wieder unser Daseyns freu'n,
Und was der Staub uns nicht vermocht' zu geben,
Soll ewig dann, soll ewig unser seyn!

Dann rollt nicht mehr das flücht'ge Rad der Zeiten
Der Wonne Silberfaden ab,
Und jener reinen Seelen Seligkeiten
Begrenzt nicht mehr das früh erreichte Grab.

Da trennt nicht mehr die bange Scheidestunde
Den Freund von Freundes Herz und Mund;
Dort blutet nicht der Trennung bitter Wunde,
Zerrissen wird nicht mehr der Liebe süßer Bund.

Nein! dort wird von uns erst in heil'ger Feier
Der wahren Freundschaft Werth erkannt;
Dort schlinget sanft der reinen Liebe Feuer
Um Geister nur ein himmlisch schönes Band.

Ludwig Ch — r.

B

N

aller
halt

Ab

Aber

59

Acti

An

F

Aehn

Alm

Anet

26

63

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst

Anst